

Caren Benedikt

Das Grand Hotel Usedom
Tosende See

Roman



Eine junge Frau zwischen der Aufklärung zweier Todesfälle, dem Aufbau eines Hotels und der großen Liebe

*Meine Mutter sagte stets, ich sei geboren, um Verantwortung zu tragen.
Und genau deshalb werde ich nicht zurückweichen, ganz gleich, was
kommt!*

Usedom, 1905: Vor dem anstehenden Frühlingsball versuchen die Schwestern Helene, Sophie und Maria von Höveln alles, um den Tod ihrer Eltern aufzuklären und den oder die Täter zu überführen. Ihre schlimmste Befürchtung: Dass ihre eigene Tante, auf die sie angewiesen sind, in die Morde verstrickt sein könnte.

Für Helene wird es immer schwieriger, der Zuneigung, die sie für Christian empfindet, zu widerstehen. Doch sie weiß, dass sie diesem Gefühl nicht nachgeben darf, würde sie hierdurch doch alles riskieren. Können die Schwestern der Familie von Höveln die rätselhaften Ereignisse auf Usedom aufklären und die Hotels *Atlantic* und den *Ahlbecker Hof* in eine sichere Zukunft führen?

**Intrigen und Geheimnisse der gehobenen Gesellschaft
– direkt vor der Kulisse des wunderschönen Usedom.
Der fulminante Abschluss der »Grand Hotel Usedom«-
Saga!**

CAREN BENEDIKT

Tosende
SEE

GRAND HOTEL
USEDOM

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

ROMAN



Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- oder Bildteile.

Alle Akteure des Romans sind fiktiv, Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig und sind von der Autorin nicht beabsichtigt.

Genehmigte Lizenzausgabe für Maximum Verlags GmbH,

Hauptstraße 33, 27299 Langwedel

Copyright der Originalausgabe © 2026 by Amazon Publishing, Amazon Media EU S.à r.l.
38, avenue John F. Kennedy, L-1855 Luxembourg

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an uns:

Maximum Verlags GmbH

Hauptstraße 33

27299 Langwedel

www.maximum-verlag.de

E-Mail: info@maximum-verlag.de

1. Auflage 2026

1. Lektorat: Kristina Lake-Zapp

2. Lektorat: Diana Schaumlöffel

Korrekturat: Angelika Wiedmaier

Satz/Layout: Alin Mattfeldt

Umschlaggestaltung: Alin Mattfeldt, Langwedel, und BüroSüd, München

Umschlagmotiv: © Seetel Hotel GmbH & Co. Betriebs-KG, Dünenstr. 41,
17419 Seebad Ahlbeck

Druck: CPI books GmbH

Made in Germany

ISBN: 978-3-98679-064-6

*Ich widme dieses Buch der Insel
Usedom und den Menschen, die
dieses besondere Fleckchen Erde
genauso lieben wie ich!*

Prolog

Ostsee nahe der Insel Usedom 1890

Sie hielt die Augen fest geschlossen und bewegte sich nicht. Die Schmerzen in ihrem Rücken, die durch das gekrümmte Liegen immer stärker wurden, ignorierte sie, so gut es eben ging. Wie lange verharnte sie schon hier, zusammengekauert und krampfhaft darauf bedacht, nur kein Geräusch von sich zu geben?

Der Seegang hatte zugenommen, das Boot schwankte nun stärker, und durch die dünne Holzwand nahm sie nicht nur die dagegen schlagenden Wellen, sondern auch den anschwellenden, prasselnden Regen wahr. Konnte sie deshalb die Stimmen nicht mehr hören? Sie lauschte, doch außer den Geräuschen des Wassers drang kein Laut an ihre Ohren. Ganz langsam und mit äußerster Vorsicht schob sie die Taue beiseite, die sie zuvor zu sich herangezogen und teils über sich gelegt hatte, um sich dahinter zu verstecken. Anschließend hielt sie einen kurzen Augenblick inne, spitzte angestrengt die Ohren und krabbelte dann, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass die Stimmen tatsächlich verstummt waren, aus ihrem Versteck hervor und bewegte sich lautlos durch den Rumpf der *Seabird*. Vorhin hatte sie noch Helmut's tiefen, angenehmen Bariton wahrgenommen und auch sein Lachen. Doch nicht nur seines, sondern auch ihres, Ariettas. Diese verdammte Hure!

Theodora nahm alles wie durch einen Nebel wahr, als sie nun auf ihre Hand sah, die sich um die Klinke der Kabinentür schloss. Sie zögerte. Welcher Anblick würde sie dahinter erwarten?

Zentimeter um Zentimeter öffnete sich die Tür. Theodora spürte nicht, dass sie die Klinke niederdrückte, die Tür aufschob. Ihr war, als wäre sie aus sich selbst herausgetreten und stünde nun halb hinter, halb neben sich, so als blickte sie über ihre eigene Schulter, ängstlich und mit einem wachsenden Gefühl der Beklemmung. Wie war das möglich, und was würde als Nächstes geschehen?

Eine Weile wartete sie ab. Ihre Augen zuckten durch die Kajüte. Die *Seabird* war ein Einzelstück mit einer Gaffeltakelung, damit sie von nur einer Person gesteuert werden konnte. Helmut hatte das Boot nach seinen Vorstellungen anfertigen lassen, und er hatte bei der Ausstattung keine Kosten gescheut. Die Kajüte war mahagonivertäfelt, zog man an den hier und da angebrachten glänzenden Messinggriffen, öffneten sich geschickt verborgene Einbauschubladen und Schranktüren. Auf dem Boden lag ein schwerer marineblauer Läufer mit cremefarbenen Ornamenten, die an die Schaumkronen der tosenden See erinnerten.

Theodora sah sich selbst einige Schritte vorgehen und den Läufer betreten. Ihre Atmung beschleunigte. Die Luft roch nach Holzlack, Politur und Leder – und nach dem Salz der See. Wenn sie auf die Ornamente blickte, hatte sie fast das Gefühl, über tanzende Wellen zu schreiten. Sie blieb stehen. Zwang sich, den Blick weiterschweifen zu lassen, über das elegante Barometer, die eingerahmten Seekarten an einer der Wände, vorbei an der tickenden Uhr zur Sitzecke. Die Petroleumlampe mit dem dunkelblauen Schirm schaukelte

sant hin und her und tauchte die Kajüte in ein beinahe unwirkliches Licht. Ihr Eindruck, sie stünde, verstärkte sich, erst recht, als sie nun die beiden in sich zusammengesunkenen Körper betrachtete. Helmut war einfach zur Seite gekippt, während Arietta von der mit weinrotem Leder gepolsterten Bank gerutscht war und nur noch mit dem rechten Arm und dem Kopf auf der Sitzfläche lag. Sie trug die Kette, Theodoras Kette, die sie vor Jahren von ihrem Mann geschenkt bekommen hatte und die eines Tages nicht mehr in ihrem Schmuckkästchen gewesen war. Theodora hatte danach gesucht – und das von einem Juwelier gefertigte Stück mit dem auffälligen Anhänger am Hals von Helmutas Sekretärin entdeckt.

Ihr Blick fiel auf die Weinflasche. Die Gläser waren bis auf einen kleinen Schluck geleert, die Flasche nur noch etwa ein Drittel gefüllt. Wenn man bedachte, welche Dosis sich in dem Wein befand, war es erstaunlich, dass die beiden sich offenbar nach dem ersten Glas noch hatten nachschenken können.

Theodora wandte sich ab und beschloss, ihren ursprünglichen Plan aufzugeben und kehrtzumachen. Die *Seabird* zurück in Richtung Usedom zu steuern und das Schicksal seinen Lauf nehmen zu lassen, doch als sie sich umdrehen wollte, um durch die kleine Luke an Deck zum Steuerstand zu gelangen, wollten ihr ihre Füße nicht gehorchen. Wieder sah sie sich neben ihrem eigentlichen Ich stehen und streckte den Arm aus, um es mit sich zu ziehen. Ja, dachte sie, sie wollte kehrtmachen, wollte nicht in die Tat umsetzen, was sie nun schon so lange umtrieb und ihr Tag und Nacht das Herz schwer machte. Ihre Hand griff ins Leere, bekam die Theodora, die dort in der Kajüte stand und sich nicht

losreißen konnte, von dem Anblick ihres Ehemannes und seiner Geliebten, einfach nicht zu fassen. Sie versuchte es erneut, dann noch einmal. Voller Entsetzen sah sie zu, wie sich ebendiese Theodora in Bewegung setzte, zielstrebig über den Läufer zur Sitzecke schritt und Arietta packte, um sie mit sich zu ziehen.

Ariettas Brustkorb hob und senkte sich. Sie atmete, war jedoch vollkommen weggetreten. Und sie war schwerer als gedacht. Kurz war da das Gefühl, es nicht zu schaffen. Wenn schon Arietta so schwer war, wie viel Kraft würde diese andere Theodora dann erst bei Helmut aufbringen müssen?

Kurz war sie erleichtert. Die Theodora, die so voller Hass und Abscheu war, würde es nicht schaffen, könnte unmöglich die schlaffen Körper nach oben zerren, um sie über Bord zu werfen und elendig in der stürmischen See ertrinken zu lassen. Hier und jetzt müsste sie abbrechen, müsste den Plan verwerfen. Noch wusste niemand etwas von dem, was geschehen war, auch Helmut und Arietta nicht. Sie würden einfach irgendwann wieder aufwachen und sich bestenfalls wundern, dass sie so überraschend schnell eingeschlafen waren. Ja, noch konnten sie umkehren, ihr Alter Ego und sie. Am besten, sie ließ die Weinflasche verschwinden und ersetzte sie durch eine andere, deren Inhalt sie zuvor bis zum letzten Drittel ins Meer schüttete. Sie könnte die *Seabird* bis kurz vor Usedom zurücksteuern, ins Wasser springen, an Land schwimmen und alles andere tatsächlich dem Schicksal überlassen. Helmut würde sich wundern, wenn er wieder zu sich kam, war er doch vor Anker gegangen, bevor er es sich mit Arietta bei einem Wein gemütlich gemacht hatte, aber er würde niemals vermuten, welche Rolle Theodora bei der Sache spielte. Vielleicht käme er aber auch gar nicht

dazu, sich irgendwelche Gedanken zu machen, wenn sie das Boot wie geplant verließ und es den Gezeiten auslieferte. Wer wusste schon, was geschah, wenn sie den Anker löste und die *Seabird* steuerlos dem Spiel von Wind, Wellen und Gezeiten auslieferte? Gut möglich, dass Helmut und Arietta das nicht überlebten.

Theodora schauderte, doch sie konnte nicht sagen, ob vor Erleichterung, freudiger Genugtuung oder Furcht. Das Gefühl, das in ihr aufstieg, kam Hoffnung gleich. Loslassen. Es war befreiend, den Ausgang ihres Handelns in Gottes Hand zu legen – sollte er entscheiden, was geschah und was nicht.

Sie betrachtete ihre Hände, die sie unter Ariettas Achseln geschoben hatte. Es war ein friedlicher Anblick, eher, als würde sie die Rivalin stützen wollen, anstatt sie dem möglichen Tod zu überantworten. Theodora zögerte, dann spannte sie ihre Muskeln an und zog mit aller Kraft. Ariettas Arm glitt von der Polsterbank, ihr Kopf sank auf ihre Brust. Schnaufend vor Anstrengung hielt Theodora inne. War es nicht ein Zeichen, dass sie das Gewicht der Körper unterschätzt hatte? Sie hatte alles geplant, bis ins kleinste Detail. Doch dass es ihr womöglich nicht gelingen würde, die beiden über Bord zu werfen, weil ihr schlichtweg die Kraft dafür fehlte, daran hatte sie nicht gedacht.

Sie zuckte zusammen, als Helmut ein Geräusch von sich gab. Wurde er etwa wach? Ließ die Betäubung nach und er kam wieder zu sich? Nein, das konnte nicht sein – die Dosis war mehr als ausreichend gewesen. Panik ergriff sie, und plötzlich war sie wieder in ihrem eigenen Körper und spürte ihren hämmernden Herzschlag.

Ihr Mann regte sich stöhnend. Er wurde wach, ja, er kam

wieder zur Besinnung, ganz ohne Zweifel. Weg, nur weg von hier! Sie musste die Kajüte verlassen, bevor er wieder bei sich war! Der Moment, sich aus dieser Beziehung zu befreien und die Ehebrecher zu bestrafen, war gekommen. Sie durfte nicht länger zögern, musste fliehen ...

Diesmal gelang es ihr, sich in Bewegung zu setzen, doch dann fiel ihr Blick auf den massiven Muranoglas-Aschenbecher auf dem Mahagonitisch, in dem noch seine zur Hälfte abgebrannte Zigarre lag.

Helmut ächzte, hob benommen den Kopf und ließ ihn kraftlos in den Nacken fallen. Seine Augenlider flatterten, dann sah er blinzeln in ihre Richtung, sah sie an. Erkennen lag in seinem Blick. Erkennen und wohl auch Überraschung. Seine Lippen bewegten sich, als wollte er etwas sagen, doch es kam nicht mehr als ein heiseres Krächzen aus seinem Mund.

Sie dachte an den Schmerz, den er ihr bereitet hatte, und spürte, wie die Wut, die sie so lange unterdrückt hatte, mit einer Macht in ihr aufstieg, mit der sie selbst nicht gerechnet hatte, befeuert von Verzweiflung und Scham. Es gab kein Zurück mehr.

Sie packte den Aschenbecher, holte aus und schlug ihn ihrem Ehemann mit voller Wucht seitlich gegen den Kopf. Die Zigarre flog durch die Kajüte, Aschepartikel wirbelten durch die Luft. Helmut fiel vornüber, schlug hart auf dem Boden auf. Am Schädel klaffte eine Wunde, aus seinen Haaren lief Blut und tropfte auf sein blütenweißes Hemd, rann über seinen Hals unter sein weinrotes Krawattentuch, das gleich einen Farbton dunkler zu werden schien. Blut, so viel Blut ...

Eine Weile stand sie da, unfähig, sich zu bewegen, den

Aschenbecher in ihren zitterigen Händen haltend und auf den bewusstlosen Mann blickend, der die Liebe ihres Lebens gewesen war. Dann ließ sie den Aschenbecher fallen, schlang beherzt die Arme um Helmut's Körper und zerrte ihn aus der Kabine und die vier Stufen hinauf durch die Luke an Deck.

Regen peitschte ihr entgegen, als sie die Klappe aufstieß. Der Wind wehte jetzt so heftig, dass sie kurz strauchelte, dann fasste sie nach und schleifte Helmut zur Reling, wobei sie in ihren Schnürstiefeletten mehrmals auf den nassen Planken ausrutschte, obgleich diese nicht glatt, sondern geriffelt waren. Endlich hatte sie es geschafft. Trotz ihres langen Gabardine-Mantels bis auf die Knochen durchnässt, ließ sie ihn los. Er sackte mit dem Rücken gegen die Seile zwischen den Messingstützen.

Theodora richtete sich auf und blickte auf das dunkle Wasser, das nahtlos in den dunklen Horizont überging. Sie brauchte einen Orientierungspunkt, doch außer dem schmalen Lichtdreieck, das aus der Tür zur Kajüte fiel und mit den Wogen um die Wette zu tanzen schien, war alles finster.

Sie beugte sich zu ihm runter, um ihr Vorhaben zu Ende zu bringen, doch dann verharrte sie in der Bewegung und sah ihn an. Wie war es möglich, dass sie ihn nicht hassen konnte nach alledem, was er ihr angetan hatte? Sein Gesicht verschwamm vor ihren Augen, ob wegen des Regens oder der Tränen, die ihr über die Wangen liefen, vermochte sie nicht zu sagen. Sie spürte tiefes Bedauern und ja – Liebe. Verlorene Liebe, kranke Liebe, Liebe, die nie enden würde und sich doch anfühlte wie ein Geschwür, das sie in sich trug und endlich aus sich herausschneiden wollte.

Sie hockte sich neben ihn, berührte mit der Hand seine Wange und gab ihm einen langen Kuss auf den Mund. Seine Lippen fühlten sich warm an, und sie spürte, dass er noch immer atmete, wenn auch nur schwach.

Mit einem Ruck löste sie sich, griff unter seine Achseln und richtete sich auf. Sie verschnaufte kurz, dann sammelte sie all ihre Kraft, hievte seinen Oberkörper über die Reling, hob seine Beine an und stieß ihn mit Wucht in die tosende See. Nur noch kurz trieb er auf der aufgewühlten Wasseroberfläche, dann ging er unter.

Entschlossen machte sich Theodora auf den Weg zurück in die Kajüte. Arietta lag noch immer am Boden, war aber ein Stück weiter gekrochen. Auch sie hatte also zwischendurch das Bewusstsein wiedererlangt, doch jetzt regte sie sich nicht mehr. Am liebsten hätte sie das Miststück an den Haaren nach oben geschleift, doch sie musste einen kühlen Kopf bewahren und rasch handeln. Also drehte sie Arietta auf den Rücken, umschlang sie wie zuvor Helmut und schaffte sie hinaus auf die nassen Planken und zur Reling. Das Schmuckstück funkelte kurz im tanzenden Lichtschein aus der Luke auf, und Theodora griff zu, riss es der Geliebten ihres Mannes vom Hals und hievte ihre Nebenbuhlerin über die Reling – fast an derselben Stelle, an der sie zuvor Helmut den Fluten übergeben hatte.

Vor Anstrengung keuchend, stützte Theodora die nassen Hände auf die Knie und versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Erst nach einer ganzen Weile richtete sie sich auf, strich sich die nassen Haare aus dem Gesicht und eilte zum Steuerrad, die Augen gegen den Regen mit der Hand beschirmend.

Helmut hatte das Steuerrad fixiert, um unter Deck zu

gehen und ein Glas Wein mit Arietta zu trinken oder sonst etwas mit ihr anzustellen. Die Bilder, die Theodora vor Augen traten, ließen sie erneut schäumen vor Wut und Scham. Was für eine Demütigung! Warum hatte er ihr das angetan? Sie hatte ihn doch so geliebt ...

Gedankenverloren löste Theodora die Fixierung des Steuerrads, dann ging sie zum Anker und holte diesen ein. Das Boot schwankte kurz, mehr aber auch nicht. Das Rumpfpprofil der *Seabird* war nach dem Prinzip eines Ballastkiels so entworfen, dass es an Vor- und Hinterschiff abgeschnitten war, um das Boot besser gegen die Wellen zu stabilisieren. So war es für jemanden wie Theodora, die erfahren im Umgang mit Booten – auch mit größeren – war, ein Leichtes, ein so hervorragendes Modell wie die *Seabird* zu kontrollieren. Helmut hatte sie in seiner eigenen Werft für sich bauen lassen. Ja, für jemanden, der sich ein wenig mit Booten auskannte, war die *Seabird* leicht zu manövrieren.

Theodora huschte zurück in die Kajüte, um einen Blick auf das Marinechronometer zu werfen, das in einer Holzschachtel mit Glasdeckel im Kartentisch verwahrt wurde. Ein Wassertropfen fiel aus ihren Haaren auf das empfindliche Instrument, doch sie bemerkte ihn kaum, so sehr konzentrierte sie sich auf den Stand der Zeiger. Anschließend eilte sie die Stufen wieder hinauf und hielt Ausschau nach dem Feuer des Leuchtturms auf der Greifswalder Oie, immer wieder blinzeln, weil der Regen ihren Blick auf die Insel verschwimmen ließ. Als sie nach einer ganzen Weile noch immer nicht das helle Licht des dortigen Leuchtturms entdeckte, das den Seefahrern half, ihre Position zu bestimmen und sich selbst bei Dunkelheit und schlechtem Wetter zu orientieren, spürte sie Furcht in sich

aufsteigen. War sie wirklich dort, wo sie vermutete? Helmut war ein Mensch der Gewohnheiten gewesen, bestimmt hatte er an derselben Stelle geankert wie sonst! Da, endlich! In der Ferne durchzuckte ein schwacher Blitz die Dunkelheit und ließ sie vor Erleichterung schauern. Helmut hatte ziemlich genau dort geankert, wo sie angenommen hatte. Zumindest in dieser Beziehung war auf ihn Verlass gewesen.

Der Regen wurde noch stärker, und auch der Wind schien zuzunehmen.

Helmut hatte sicherheitshalber die Gaffelsegel gestrichen, doch Theodora löste das Seil und kurbelte kräftig, sodass sie diese nun wieder hochzog und schließlich befestigte. Danach trat sie ans Steuerrad und vollführte eine langsame Wendung. Sie kannte die ganze Gegend so genau, dass sie wusste, wohin sie die *Seabird* zu lenken hatte. Das Einzige, was sie nicht recht kalkulieren konnte, war die Geschwindigkeit, mit der sie fahren musste, um bei den Untiefen auf einen der Felsen aufzuprallen und damit ein Loch in den Rumpf zu schlagen, ohne sich selbst dabei ernsthaft zu verletzen. Ein wenig würde es noch dauern, bis sie an der Stelle, die sie dafür ausgesucht hatte, ankam. Daher beschloss sie, noch einmal nach unten zu gehen, um sich zu vergewissern, dass in der Kajüte nichts auf das hindeutete, was dort geschehen war. Sie band das Steuerrad fest, eilte die Stufen hinunter und nahm die Weinflasche vom Tisch, dann holte sie eine andere aus einem der Schränke und kehrte an Deck zurück. Nachdem sie die fast leere Flasche ins Meer geschleudert hatte, öffnete sie die neue Flasche, schüttete den Inhalt bis auf etwa ein Drittel ins Wasser und brachte sie zurück in die Kajüte. Sie wollte schon wieder kehrtmachen, als ihr auffiel, dass sie beinahe einen Fehler begangen hätte: Wenn

die Geschichte, die sie sich zurechtgelegt hatte, glaubwürdig sein sollte, mussten drei Gläser auf dem Tisch stehen. Also nahm sie ein weiteres Weinglas aus dem Schrank und stellte es zu den beiden anderen, dann schenkte sie einen kleinen Schluck ein und nippte daran. Zwar war es unwahrscheinlich, aber doch nicht ausgeschlossen, dass die *Seabird* nicht mit Wasser volllief und unterging, wenn sie gegen die Felsen prallte, sondern lediglich Schlagseite bekommen würde und abgeschleppt werden müsste. Sollte dies tatsächlich der Fall sein, musste sie dafür sorgen, dass es so aussah, als hätten sie zu dritt in der Kajüte gegessen und Wein getrunken, denn genau das wollte sie, die trauernde Witwe, allen erzählen.

Ihr Blick fiel auf den Aschenbecher. Es wäre besser, wenn sie das Blut daran abwischte – ebenfalls nur für alle Fälle –, doch womit? Entschlossen hob sie ihn vom Boden auf, griff nach dem Schoß ihres Gabardine-Mantels und säuberte das blutverschmierte Glas. Den Mantel würde sie ebenfalls über die Reling werfen, den beiden Ehebrechern hinterher.

Bevor sie wieder nach oben ging, um ihren Plan zu Ende zu bringen, gestattete sie sich, ein allerletztes Mal den Blick durch die Kajüte schweifen zu lassen. Hier hatte sie glückliche Stunden mit ihrem Helmut verlebt, hier hatten sie gegessen, getrunken, gescherzt und gelacht. Hier hatten sie sich geliebt, in der kleinen Koje, die sie so liebevoll mit edlen Leinenkissen und Decken ausgestattet hatte. Doch auch mit Arietta war er hier gewesen, und das hatte alles zerstört. Hätte diese Hure nicht einfach an dem Gift sterben können, das Theodora ihr über lange Zeit verabreicht hatte?

Tränen liefen ihr über die Wangen, und kurz glaubte sie, vor Schmerz in Ohnmacht zu fallen. Es war diese Liebe, diese tiefe Verbindung, die Helmut für immer ausgelöscht

hatte und die ihr so sehr fehlte, dass ihr das Gefühl des Verlusts fast den Atem nahm.

Mit einem lauten Schluchzer löste sich Theodora aus ihrer Starre, rannte förmlich die Stufen hinauf, übernahm wieder das Steuerrad und lenkte die *Seabird*, die rasch an Fahrt aufnahm, zu den Untiefen mit den Felsen. Regen peitschte ihr ins Gesicht, doch sie spürte ihn nicht. Kälte kroch durch ihren nassen Mantel und drang durch ihr klammes Kleid, aber sie fühlte nichts als weißglühenden Zorn. Die *Seabird* machte ihrem Namen alle Ehre und flog förmlich über die Wellen. Sie schlug das Steuerrad ein, sah, wie sich das Segel weiter aufblähte. Sie war zu schnell, viel zu schnell, das war ihr bewusst. Wo war sie? Und vor allem: Wie weit war es noch bis zu der Stelle, die sie angepeilt hatte? Die Antwort bekam sie umgehend: Mit einem ohrenbetäubenden Krachen lief die *Seabird* gegen einen der Felsen. Holz splitterte, der Mast brach, das Segel rauschte auf Theodora herunter, etwas Hartes schlug gegen ihren Kopf. Ihr wurde schwarz vor Augen.

Offenbar verlor sie das Bewusstsein, denn als sie wieder zu sich kam, brauchte sie einen Moment, um sich zu orientieren. Wie durch einen Schleier sah sie eine Frau in Schwesterntracht vor sich, die einem Mann in einem weißen Kittel, der neben ihrem Bett stand und offenbar ein Arzt war, mitteilte, dass die Patientin wach würde.

»Ich bin Dr. Michelsen«, sagte der Arzt, der eine Akte aus dünnem, grauem Karton in den Händen hielt, mit einem freundlichen Lächeln. »Können Sie mich verstehen, Frau Janssen? Sie hatten einen Bootsunfall und sind jetzt im Hospital.«

Theodora versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Während

ihre Sicht langsam klarer wurde, nahm sie ihre Umgebung in sich auf: schlicht getünchte Wände, ein weiß gestrichenes Metallbett mit gestärkter Bettwäsche, ein Stuhl in der Ecke, ein Fenster, dessen starrer Vorhang so weit zugezogen war, dass nur ein grauer Lichtstreifen auf die gebohnerten Dielen fiel. Benommen drehte sie den Kopf zur Seite und blickte auf den Nachttisch, auf dem eine Tasse stand.

»Kann ich etwas trinken?«, krächzte sie und stützte sich auf die Arme, um sich im Bett aufzusetzen, doch ein eigenartiges Gefühl ließ sie in der Bewegung verharren. Sie blickte auf ihre Beine, versuchte, diese anzuziehen, aber irgend etwas hinderte sie daran.

Der Arzt folgte ihrem Blick, dann gab er der Schwester ein Zeichen, sie in eine sitzende Position zu bringen.

»Ich spüre meine Beine nicht«, brachte Theodora stockend hervor.

Dr. Michelsen warf einen Blick in die Akte. »Sie haben sich eine Verletzung am Rücken zugezogen«, erklärte er. »Eventuell liegt eine Rückenmarksquetschung vor.«

»Bin ich gelähmt?«, fragte Theodora mit einer Stimme, die nicht ihr zu gehören schien.

»Wir müssen erst die weiteren Untersuchungen abwarten. Solche Verletzungen können vorübergehend sein«, versuchte er sie zu beruhigen, doch Theodora meinte, Mitgefühl aus seinen Worten herauszuhören.

»Ich verstehe.« Theodora hörte, dass der Arzt noch etwas hinzufügte, doch was er sagte, begriff sie nicht. Das also war die Strafe für ihre Tat. Der Richterspruch Gottes.

1. Kapitel

**Hotel Ahlbecker Hof, Ahlbeck auf Usedom,
Montag, 6. März 1905**

*Ich komme mir vor wie ein Köter, den jeder einmal
treten darf, wenn er an ihm vorbeigeht.*

Friedrich Kaminski

»Was wollen die denn alle hier?« Friedrich hatte zu diesem Termin eigentlich vorgehabt, sich zu zügeln und eine gewisse Souveränität an den Tag zu legen, wenn er schon gezwungen war, heute hier zu erscheinen. Doch beim Anblick der vielen Leute, die an diesem Tisch in einem der früher häufig als Konferenzraum genutzten kleineren Säle Platz genommen und offenbar nichts anderes zu tun hatten, als sich an seinem Niedergang zu weiden, konnte er nicht anders, als seinem Unmut, genau genommen seiner Wut, Ausdruck zu verleihen.

Es war ein eigenartiges Gefühl gewesen, als er soeben das *Grand Hotel Ahlbecker Hof* durch einen schmalen Seiteneingang betreten hatte, denn das von den verstorbenen Eheleuten Benedikte und August-Wilhelm von Höveln 1890 eröffnete Hotel galt als das größte und prachtvollste Haus

der ganzen Insel. Jeder, der Rang und Namen hatte und etwas auf sich hielt, verbrachte seine Sommerfrische in dem ehemaligen Fischer- und Bauerndorf Ahlbeck, das sich schnell zu einem beliebten Seebad mit den typischen weißen Villen, einer breiten Promenade und den mit gestreiftem Tuch ausgekleideten Strandkörben entwickelte. Bildungsbürgertum, wohlhabende Kaufmannsfamilien gaben sich mit Offizieren und dem Adel die Klinke in die Hand – bald schon strömten die Gäste nicht mehr nur aus dem Berliner Raum herbei, sondern aus ganz Deutschland, ja, der ganzen Welt. Die hohen Decken, die prachtvolle Lobby mit ihren Stuckarbeiten, den Lüstern und den vielen Pflanzen, die elegant ausgestatteten Räume mit den Veranden und Balkonen ... Ja, das war wirklich etwas ganz Besonderes gewesen – und jetzt war es vorbei. Das Hotel hatte seinen Betrieb eingestellt. Ein Opfer der sich wandelnden Zeiten, denn daran, dass er nach dem Tod seines Schwiegervaters August-Wilhelm von Höveln dieses Prachtstück übernommen hatte, lag es ganz sicher nicht. Er hatte sein Bestes gegeben, den Kasten am Laufen zu halten, doch seine liebe angeheiratete Familie hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht – vor allem seine Schwägerin Helene, dieses durchtriebene kleine Luder.

Seufzend stützte sich Friedrich auf die Stuhllehne und warf einen Blick zu den hohen Fenstern mit ihren schweren moosgrünen Samtvorhängen, durch die man einen fantastischen Ausblick auf die bleigraue See hatte, die mit dem fernen Horizont verschmolz. Auch wenn es nicht seinem Wesen entsprach, Reue zu empfinden, so musste er doch zugeben, dass es etwas mit ihm gemacht hatte, in dieses verlassene Hotel zu kommen, in dem früher das Leben pulsiert

hatte. Er spürte die Blicke der Tischrunde auf sich und zwang sich, so gelassen wie möglich aufzutreten.

Natürlich war ihm klar, dass Helene das Treffen zur Unterschrift der Verträge nur aus einem einzigen Grund ausgerechnet im *Ahlbecker Hof* anberaumt hatte, um ihm sein vermeintliches Versagen, ja seine angebliche Schuld vor Augen zu führen. Doch wenn diese einfältige Kuh wirklich glaubte, dass er deshalb schlecht schlafen würde, hatte sie sich geschnitten!

Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und schnaubte laut.

»Dir auch einen guten Tag, Friedrich«, antwortete Helene.

Friedrich schnaubte erneut und spürte, wie er vor Zorn errötete. Allein der Anblick seiner Schwägerin genügte, ihn so aus der Fassung zu bringen, dass er ihr am liebsten die Faust ins Gesicht geschlagen hätte.

»Setz dich doch.« Helene deutete auf den einzigen noch freien Stuhl an dem langen Tisch im Konferenzraum des *Ahlbecker Hofes*, seines Hotels, das ihm als Ehemann von Helenes ältester Schwester zugestanden und das er noch bis vor wenigen Monaten geführt hatte.

Friedrich blickte in die Runde und setzte sich. Auf dem Platz neben seinem saß sein Vater Erich, daneben sein Bruder Maximilian. Allein die Anwesenheit der beiden war zutiefst demütigend, doch außer ihnen hatten sich auch seine Schwägerin Sophie, die mittlere der drei Töchter von Benedikte und August-Wilhelm von Höveln, ihr Vormund und alter Freund der Familie Admiral Hans von Koester, August-Wilhelms verwitwete Schwester Theodora Janssen, Helenes Ehemann Conrad von Weigand und dessen Vater Johann von Weigand versammelt, zudem ein Anwalt, dessen

Namen er nicht kannte, jedoch wusste, dass er für seinen Vater arbeitete. Auch Rechtsanwalt und Notar Dr. Sigmund Hölzner, der für die Familie von Höveln tätig war, sowie der Notar Dr. Eberhard Kärntner, der sich um die Scheidungsvereinbarung für Maria und ihn gekümmert hatte, saßen mit in der Runde – Maria natürlich auch. Sie hatte den Kopf gesenkt, als er eingetreten war, wahrscheinlich bereute sie inzwischen, dass sie ihm derart in den Rücken gefallen war. Was für ein Auflauf! Das war ja nahezu lachhaft!

»Gibt es hier heute was umsonst, oder warum sind so viele Leute da?«, spottete Friedrich an Helene gewandt, und griff nach dem Glas und einer kleinen, mit Orangensaft gefüllten Bleikristallkaraffe, die an jedem Platz stand – vermutlich aus dem *Hotel Atlantic*, das seine ach so erfolgreiche Schwägerin führte.

»Umsonst gibt es heute außer Saft, Kaffee und Tee nichts, aber ich muss dir beipflichten«, entgegnete diese zu seiner Überraschung. »Für den ersten zu unterzeichnenden Vertrag, der das persönliche Verhältnis zwischen dir und Maria betrifft, ist es nicht notwendig, dass alle hier anwesend sind. Dies geht nur Maria, ihren Vormund Admiral Hans von Koester, Notar Kärntner und dich, Friedrich, etwas an. Alle anderen haben damit nichts zu tun.« Sie wandte sich an ihre Schwester. »Das gilt auch für mich. Ich kann den Raum gern mit den anderen verlassen, Maria«, bot Helene an.

»Ja, verschwindel«, sagte Friedrich, doch Maria schüttelte heftig den Kopf.

»Nein, bitte. Ich möchte, dass du hierbleibst«, bat Maria an Helene gewandt. »Und du auch«, sagte sie dann zu Sophie, die bereits Anstalten gemacht hatte, sich zu erheben.

Friedrich zögerte. Sollte er Einspruch erheben und darauf bestehen, dass sie die Sache unter acht Augen regelten, oder nicht? Womöglich würde es ihm zum Nachteil gereichen, wenn er den Anwalt seines Vaters des Saals verwies. Und wobei sollten sein Vater, sein Bruder, Conrad und Johann von Weigand und die alte Tante im Rollstuhl, Theodora Janssen, noch stören? Sie alle hatten auf die eine oder andere Weise mitbekommen, wie seine Ehe zerbrochen war, und würden nichts Neues erfahren.

»Ach, wozu das Getue?«, entschied er deshalb. »Meinetwegen können ruhig alle hierbleiben, um das Ende dieser Ehe zu besiegeln, die doch im Grunde keine war.«

»Reiß dich zusammen, und erspare uns solche Niveaulosigkeiten«, zischte sein Vater.

Friedrich klappte den Mund auf, um etwas zu erwidern, dann aber atmete er tief durch und schluckte die Bemerkung, die ihm auf der Zunge lag, herunter. Was würde es schon bringen, sich gegen den Alten aufzulehnen? Vor allem jetzt, da er doch mehr denn je von ihm und seinem Wohlwollen abhängig war. Erich Kaminski hatte Geld, und er besaß Hotels in München, Frankfurt und Berlin, von denen er kein einziges seinem zweitgeborenen Sohn anvertraut hatte. Nur Maximilian durfte ihm bei seinen Geschäften zur Hand gehen, durfte sogar eigene Entscheidungen treffen und wurde dafür bis in den Himmel gelobt. Maximilian, Maximilian, Maximilian. Friedrich hatte kein Geld, und jetzt besaß er auch kein Hotel mehr. Wie gewonnen, so zerronnen. Aber Erich Kaminski war hier, immerhin, wenngleich Friedrich nicht den geringsten Zweifel hatte, dass es seinem Vater keineswegs darum ging, seinem jüngeren Sohn aus der Patsche zu helfen. Nein, dem Alten war lediglich

daran gelegen, die Sache möglichst rasch und lautlos vom Tisch zu bekommen, bevor sein eigener ach so guter Ruf litt.

Seinem Vater ging es nur um sich selbst und niemanden sonst, das war schon immer so gewesen. Und natürlich um Maximilian, Friedrichs älteren Bruder. Doch das war es dann auch. Er als Zweitgeborener war dem Alten vollkommen gleichgültig, ja, ihm sogar lästig. Nichts konnte er ihm rechtmachen, stets war Maximilian ihm angeblich überlegen, ganz gleich, worum es ging. Für Maximilian hatte der Vater schon immer ein offenes Ohr gehabt, und alles, was »der Große« anfasste, gelang. Da war für ihn, Friedrich, einfach kein Platz – früher nicht und heute erst recht nicht.

Zwar hatte sein Vater seinen Einfluss geltend gemacht und dafür gesorgt, dass Friedrich nach seiner Verhaftung wegen des Betreibens von illegalem Glücksspiel in den Räumlichkeiten des *Ahlbecker Hofs* aus dem Gefängnis freigekommen war, doch er hatte sich gehörig Zeit damit gelassen. Friedrich hatte sehr viel früher mit seiner Entlassung gerechnet, und er war sich ziemlich sicher, dass man seine Haftzeit mit ein wenig mehr Druck vonseiten seines Vaters und dessen Anwälten um einiges hätte verkürzen können. Schließlich war Erich Kaminski ein einflussreicher Mann. Doch was nützte es schon, sich jetzt noch den Kopf darüber zu zerbrechen? Es war, wie es war, und ganz gleich, wie ungerecht Friedrich alles fand, was mit seiner Verhaftung im letzten Jahr im Zusammenhang stand: Er würde diese Zeit nicht ungeschehen machen und den Ruf, den er zuvor auf Usedom genossen hatte, wiederherstellen können, ganz gleich, was er dafür zu tun bereit war.

»Soll ich Ihre Bemerkung so verstehen, dass Sie einver-

standen damit sind, dass alle anwesend bleiben?«, fragte der Anwalt seines Vaters.

Friedrich nickte und musterte den aufgeblasenen Wichtiger eine ganze Weile. Dunkelblauer Gehrock aus einem schweren Wollstoff, gestreifte Weste, weißes Stehkragenhemd, matt schimmernder Seidenbinder mit Perlenziernadel – natürlich, einer wie der konnte sich feinsten Zwirn leisten, während er bald nichts mehr hätte als die Kleidung, die er am Leibe trug. Wobei die, zugegebenermaßen, auch nicht schlecht war. »Wie war noch mal Ihr Name?«, erkundigte er sich schlecht gelaunt.

»Dr. Ansgar Sauer«, gab dieser höflich Auskunft. »Ich bin als Rechtsanwalt für Ihren Vater tätig. Wir sind uns schon einmal begegnet, Herr Kaminski, bei der ...«

Weiter kam er nicht, weil Friedrich ihn mit einer unwirksamen Geste unterbrach.

»Ja, ja, kann schon sein. Ich vergesse Gesichter, die für mich keine Bedeutung haben, recht schnell.« Er machte eine wegwerfende Handbewegung, mit der er beinahe die Teetasse seines Vaters vom Tisch gewischt hätte. »Um die Frage zu beantworten: Meinethalben können alle hierbleiben. Die Hauptsache ist, wir bringen diesen Unsinn möglichst rasch hinter uns. Ich habe wahrlich Besseres zu tun.«

»So, hast du das, ja?«, spottete sein Bruder und sah ihn abschätzig von der Seite an.

»Ja, hab ich. Zum Beispiel dir deine dämliche Nase einzuschlagen.« Friedrich ließ drohend die Faust auf die weiße Tischdecke niedersausen.

»Ich muss doch sehr bitten«, empörte sich Admiral Hans von Koester und legte der mittleren Von-Höveln-Tochter beruhigend die Hand auf den Unterarm. »Es sollte wohl

möglich sein, sich wenigstens für die Dauer dieses Termins eines gewissen Niveaus und angemessenen Umgangs zu befleißigen.«

Friedrich öffnete den Mund für eine Erwiderung, doch Helene kam ihm zuvor und schnitt ihm das Wort ab.

»Herr Dr. Kärntner, wenn Sie so gut wären?«, forderte sie den Notar auf.

»Sicher«, bestätigte der, nahm eine aufrechte Sitzhaltung ein und schlug den vor ihm liegenden Aktendeckel auf. Nachdem er sich ausgiebig geräuspert hatte, warf er einen Blick in die Runde und fing an zu sprechen.

»Ich habe hier die bereits besprochene Vereinbarung über die Einigung zur Eheauflösung der Parteien Maria Theodora Appolonia Kaminski, née von Höveln, geboren am ...«

»Sie wollen doch wohl nicht den ganzen Quatsch vorlesen?«, fiel Friedrich ihm ins Wort.

»In der Tat entspricht das dem üblichen Vorgehen.« Der Notar blickte Friedrich irritiert an. Als dieser aufstand, über den Tisch griff und die Urkunde zu sich heranzog, blieb dem Juristen der Mund offen stehen.

»Ich muss doch sehr bitten«, empörte sich Theodora Janssen, und Friedrich meinte, seinen Vater und seinen Bruder gleichzeitig missbilligend mit der Zunge schnalzen zu hören. Sollten sie sich ruhig für etwas Besseres halten – ihm konnten sie mit ihrem feinen Getue getrost den Buckel runterrutschen.

»Ich glaube, wir können davon ausgehen, dass Maria und ich uns in diesem einen Punkt einig sind.« Er warf seiner Ehefrau, von der er gleich geschieden sein könnte, einen langen Blick zu. Maria war eine Schönheit, das ließ sich nicht leugnen. Vom Äußeren her kam sie, genau wie ihre

Schwestern, ganz nach ihrer verstorbenen Mutter, deren Vorfahren aus Schweden stammten. Groß, schlank, mit elegant gemeißelten Gesichtszügen und langen blonden Haaren, die sie meist zu komplizierten Frisuren aufstecken ließ, war sie eine herausragende Erscheinung – auch ohne die auffälligen Kleider, von denen sie gar nicht genug anfertigen lassen konnte. Als er sie kennengelernt und um ihre Hand angehalten hatte, waren ihm vor allem ihre blasse, pudrige Haut, die vollen, tiefroten Lippen und die dunklen Wimpern und Brauen ins Auge gestochen. Ja, seine gleich ehemalige Gemahlin griff gern tief in den Schminktopf, was eigentlich auf eine gewisse Freizügigkeit schließen ließ. Friedrich hatte sich einiges erhofft, doch er hatte sich getäuscht: Nach der Hochzeit stellte sich schnell heraus, dass Marias Äußeres nicht hielt, was es versprach. Sie war zugeknöpft, prüde, auch wenn sie sich stets alle Mühe gab, es ihm rechtzumachen, vor allem im Bett. Wie wenig Erfolg sie damit hatte, zeigte sich daran, dass sie immer noch nicht schwanger geworden war, auch wenn man genau das von ihr erwartete. Ihm war das gleich – hatte er anfangs seine ehelichen Pflichten noch erfüllt, suchte er sich schon nach kurzer Zeit Ersatz, und als Schwiegersohn des berühmten Hoteliers August-Wilhelm von Höveln wurde er beim weiblichen Hotelpersonal nur allzu schnell fündig. Er musste nur an die kleine Frieda mit dem wohlgerundeten Po denken ... Unwillkürlich trat ein Grinsen auf seine Lippen.

»Pardon, Herr Kaminski?«, riss ihn die Stimme von Notar Kärntner, der offenbar die Stimme wiedergefunden hatte, aus seinen wollüstigen Gedanken.

Friedrich nahm einen Schluck Saft und blickte in die Unterlagen. »Nun gut«, sagte er dann. »Wir müssen das hier

nicht unnötig in die Länge ziehen, zumal wir die Urkunde bereits prüfen konnten. Also, wo soll ich unterschreiben?» Er blätterte um, sah das Feld, unter dem sein Name stand, zog einen silbernen Füllfederhalter aus seiner Westentasche und unterzeichnete.

»Frau Kaminski«, sprach Notar Kärntner nun Maria an.

Friedrich sah, wie seine Noch-Gattin errötete. Auch etwas anderes fiel ihm auf: Sie war heute weniger auffällig frisiert, kaum geschminkt und trug ein eher schlichtes, aber dennoch ausgesprochen elegantes, hochgeschlossenes Tageskleid in Dunkelblau mit einem dezenten Perlenbesatz, was ihrer Schönheit jedoch keinen Abbruch tat – eher im Gegenteil.

»Wünschen Sie, dass ich die Urkunde noch einmal vorlese, wie es üblich ist, oder möchten auch Sie darauf verzichten?«, hakte Dr. Kärntner nach, als Maria nichts erwiderte.

Auch sie musste sich ihre Gedanken gemacht haben, denn sie zuckte leicht zusammen, dann fing sie sich und streckte die Hand aus. »Darf ich kurz?«, bat sie und bedeutete Friedrich, ihr die Urkunde zu reichen.

Friedrich schob sie ihr zu.

»Danke«, murmelte sie und senkte den Blick. Sie konnte einem fast leidtun, so devot, wie sie sich verhielt, fand Friedrich. Das Ganze schien ihr überaus peinlich zu sein, und ihren geröteten Augen war anzusehen, dass sie in den letzten Tagen und Wochen vermutlich viele Tränen vergossen hatte.

»Ja, die Änderungen sind übernommen«, stellte sie fest und schaute wieder auf.

»Du meinst, was die Schuldfrage angeht?«, spottete Friedrich. »Keine Sorge, es ist alles, wie von dir gewünscht. Ich trage die alleinige Schuld, zumindest auf dem Papier.

Auch wenn wir beide genau wissen, dass es nicht ganz so einfach ist.«

»Wie bitte?« Maria straffte die Schultern und funkelte ihn wütend an. Ihre Tante im Rollstuhl, die alte Vettel, griff beschwichtigend nach ihrer Hand.

»Lass gut sein, Maria«, schaltete sich Hans von Koester ein. »Friedrich will provozieren, das merkt jeder hier. Du solltest nicht darauf eingehen.«

Maria blickte von ihrer Tante zu Koester, dann wieder zu Friedrich und schien abzuwägen, wie sie auf seine Bemerkung reagieren wollte.

»Nein!«, entschied sie dann, »genug ist genug.« Sie stieß sich mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Ich habe deine Demütigungen hingenommen, Friedrich, deine Betrügereien, deinen Versuch, mich von meiner Familie zu entfremden. Ich habe zugesehen, wie du das Hotel, das meine Eltern mit harter Arbeit aufgebaut haben und das ihr ganzer Stolz war, in eine Lasterhöhle verwandelt und wohl für immer ruiniert hast. Ich habe dir geglaubt, als du behauptet hast, eine Genehmigung der Behörden für deine abscheulichen ›Herrenabende‹ zu haben, bei denen es in Wahrheit um illegales Glücksspiel ging.« Sie holte Luft. Ihre sonst so vornehme Blässe war verschwunden, ihr Gesicht glühte förmlich. Helene nahm die andere Hand ihrer Schwester und schüttelte kaum merklich den Kopf, doch Maria ließ sich nicht bremsen und nahm erneut Friedrich ins Visier. »Ich habe alles ertragen, was du mir aufgebürdet hast, und falls du wirklich glaubst, ich hätte nicht gewusst, was du mit dieser Dudek treibst, bist du weit einfältiger, als ich dachte!« Sie tippte auf die Urkunde vor sich. »Und genau deshalb bestehe ich darauf, dass die Schuldfrage hier eindeutig formuliert

ist und kein Zweifel an dem besteht, was sich zugetragen hat.« Sie beugte sich zu Friedrich vor. »Was nicht schwer zu belegen ist, da besagte Frieda Dudek in Kürze mit deinem Kind niederkommen wird, nicht wahr?«

»Das Kind könnte von jedem sein«, versuchte Friedrich sich zu verteidigen. »Au!«, rief er dann, als sein Vater ihm dezent den Ellenbogen in die Seite rammte.

»Maria hat vollkommen recht«, ergriff Erich Kaminski das Wort. »Genug ist genug, Friedrich.« Sein Vater lehnte sich zu ihm herüber und brachte die Lippen nun ganz nah an sein Ohr. »Wenn du von mir auch nur noch einen müden Pfennig sehen willst, dann wirst du dich von jetzt an so benehmen, wie es deiner Abstammung entspricht.« Der alte Kaminski setzte sich wieder gerade hin, dann beugte er sich erneut vor und flüsterte: »Ich habe während deiner Erziehung offenbar viel zu oft versäumt, disziplinarische Maßnahmen zu ergreifen. Eine Tracht Prügel ab und an hätte dir sicher sehr gutgetan. Sei versichert, dass ich nicht zögern werde, dieses Versäumnis wettzumachen – und wenn ich jemanden dafür bezahlen muss.«

Friedrich erstarrte, dann drehte er den Kopf und sah seinem Vater ins Gesicht.

»Ja«, sagte Erich gefährlich leise. »Lies es in meinen Augen, Friedrich. Ich meine es ernst, solltest du mit deinem Verhalten weiterhin unseren guten Namen beschmutzen.«

Friedrich sah seinen Vater verblüfft an. Darauf war er nicht gefasst gewesen. Er konnte sich nicht erinnern, von seinem Vater jemals körperlich gezüchtigt worden zu sein, dabei war dies in der Kindererziehung durchaus üblich. Erich Kaminski war ihm stets als durchsetzungsfähiger, wenngleich ruhiger, besonnener Mann erschienen, der eher auf

die Macht des Wortes als auf die Kraft von Prügeln setzte. Eine derartige Drohung aus seinem Munde ging daher nicht spurlos an Friedrich vorbei.

»Ich sehe, wir verstehen uns«, stellte sein Vater fest, dann wandte er sich Maria zu. »Ich möchte dir mein Bedauern über diese Entwicklung aussprechen und, da mein Sohn es nicht für nötig hält, eine tief empfundene Entschuldigung im Namen der Familie Kaminski. Sobald diese Papiere dort durch das Gericht bestätigt sind, bist du zwar nicht mehr meine Schwiegertochter, doch wann immer dich dein Weg nach München führt, liebe Maria, bist du herzlich bei unserer Familie willkommen. Ich würde mich aufrichtig über deinen Besuch freuen, und ich versichere dir, dass stets eine der besten Suiten für dich bereit sein wird.«

Friedrich sah, wie ein erleichtertes Lächeln auf Marias Lippen trat. »Ich danke dir, Schwiegervater«, sagte sie. »Das weiß ich wirklich sehr zu schätzen.«

Groll schwappte über Friedrich hinweg wie eine stahlgraue Woge bei stürmischer See. Natürlich war sie bei seiner Familie willkommen – alle waren willkommen, nur er, der eigene Sohn nicht! Er ballte die Finger zur Faust, doch er zwang sich, die Hand auf der Tischplatte liegen zu lassen, denn eine weitere Entgleisung konnte er sich nicht leisten, das wusste er. Die Drohung seines Vaters zeigte Wirkung, und wenn er nicht alles verlieren wollte, musste er sich einen Ruck geben. Und das tat er.

»Auch ich möchte mich bei dir entschuldigen, Maria.« Er räusperte sich. »Für alles, sozusagen.«

Seiner Ehefrau war die Überraschung anzusehen, als sie nickte.

»Danke«, stieß sie stockend hervor, dann griff sie nach

dem Füllfederhalter, den der Notar ihr reichte, und setzte ihre Unterschrift unter die insgesamt vier Ausfertigungen der Scheidungsurkunde. Als dies erledigt war, zog der Notar einen weiteren Aktendeckel hervor.

»Nun wäre noch die nach dem Tode des Erblassers August-Wilhelm von Höveln erfolgte Übertragung der zuvor in dessen Eigentum gestandenen Immobilien auf Herrn Friedrich Kaminski rückabzuwickeln«, kündigte Eberhard Kärntner an und blätterte in den Unterlagen. »Wobei ich darauf hinweise, dass die grundbuchliche Eintragung wegen des geringen Zeitablaufs nach dem Tode August-Wilhelm von Hövelns tatsächlich nicht erfolgt ist und es somit lediglich der Formalie eines Erbverzichts durch Sie, Herrn Friedrich Kaminski bedarf, um die neuerliche Besitzverteilung anzupassen.«

»Könnten Sie sich so ausdrücken, dass auch ein Nicht-Jurist Sie versteht?«, brachte Friedrich so beherrscht es ihm möglich war hervor.

Notar Kärntner zog unbeirrt eine weitere notarielle Urkunde hervor.

»Diese Vereinbarung wurde durch den hier anwesenden Rechtsanwalt Dr. Sigmund Hölzner als Vertreter der Familie von Höveln und Herrn Rechtsanwalt Dr. Ansgar Sauer als Vertreter der Familie Kaminski ausgearbeitet und gilt als Vergleich der Parteien. Hiermit verzichten Sie, Herr Friedrich Kaminski, vollständig auf das an Sie gefallene Erbe als Ehemann der ältesten Tochter der nach dem Tode des Erblassers August-Wilhelm von Höveln vererbten Güter inklusive aller Barmittel, Schmuck oder sonstiger Wertgegenstände. Im Gegenzug verzichtet die Familie von Höveln, vertreten durch den Vormund der Töchter Maria und Sophie, Admiral

Hans von Koester, sowie den Ehemann der Tochter Helene, Herrn Conrad von Weigand, auf sämtliche Ansprüche auf Schadensersatz sowie Geltendmachung finanzieller Mittel durch die Misswirtschaft nach dem Tode des Vaters. Mit der Unterzeichnung dieses Schriftstückes sind sämtliche möglichen wechselseitigen Ansprüche erledigt. Dies betrifft entsprechend auch die erweiterte Geltendmachung durch die Familie Kaminski, sollte vor Eintreten der Rechtskraft und Wirksamwerden dieses Vergleichs beispielsweise der Erbfall nach Friedrich Kaminski zum Vorfall kommen«, erläuterte der Notar ausführlich.

Friedrich brauchte einen Moment, das Gehörte einzuordnen.

»Soll das bedeuten, dass ihr sogar für den Fall meines Todes Vorkehrungen getroffen habt?«, fragte er an seinen Vater gewandt. Ein mulmiges Gefühl stieg in ihm auf. Wer machte denn so was? Wollten sie ihm etwa Angst einjagen?

»Das Ganze dient allein der Absicherung. Die Familie von Höveln soll sicher sein, dass weder du noch deine Familie irgendwann Ansprüche an sie stellen wird«, erwiderte Erich Kaminski.

»Wie überaus weitsichtig«, knurrte Friedrich.

»Kurz gesagt, kann man es so zusammenfassen, dass mit der Unterzeichnung dieser Vereinbarung sämtliche wechselseitigen Ansprüche Ihrer Familien aufgrund der Heirat und jetzigen Scheidung Maria und Friedrich Kaminskis erledigt und für die Zukunft ausgeschlossen sind. Es ist sozusagen, als wären Sie nie in verwandtschaftliche Verhältnisse getreten«, stellte Notar Kärntner fest und wirkte überaus zufrieden. »Es bedarf nur noch der Unterschrift aller Beteiligten. Ich habe der Vollständigkeit halber auch die

Namen der Von-Höveln-Töchter sowie den Ihren, sehr verehrte Frau Janssen, aufgenommen, außerdem die Vertreter der Familie Kaminski, neben Herrn Friedrich Kaminski auch die Herren Erich und Maximilian Kaminski. So wird bei Hinterlegung der Urkunde deutlich, dass diese im Sinne wirklich aller Beteiligten gefasst wurde, jeder hiervon Kenntnis erlangt hat und diesbezüglich Einigkeit herrscht.«

Die Anwälte der Familien lasen die Verträge noch einmal durch und tauschten dann einen Blick. Es war wie ein stilles Übereinkommen, dass alles, was von den Parteien vorab ausgehandelt worden war, Berücksichtigung gefunden hatte.

Friedrich nahm es zur Kenntnis. Immer wieder schweifte sein Blick zu Maria. Es war eigenartig. Das Gefühl, mit dem er heute hergekommen war, hatte sich gewandelt, ja richtiggehend aufgelöst. Er hatte sich ungerecht behandelt gefühlt, wie so oft in seinem Leben, hatte nicht einsehen und erst recht nicht wahrhaben wollen, dass wirklich alles auf diese Art endete und damit die großen Träume, die er gehabt hatte, ein für alle Mal zerplatzten. Sein Leben lang war da das Gefühl gewesen, es allen beweisen zu müssen, vor allem seinen Eltern, bei denen er immer gespürt hatte, dass sie weit weniger Potenzial in ihm sahen als in seinem Bruder Maximilian. Und irgendwann, so wurde es ihm ausgerechnet in diesem Augenblick bewusst, hatte er ihnen einfach nicht mehr gefallen wollen, weil er tief in seinem Innern spürte, ihnen niemals genügen zu können. Niemals würden sie ihn mit dem gleichen Stolz in den Augen ansehen wie seinen Bruder, niemals könnte er etwas schaffen, das Maximilians Errungenschaften übertraf, niemals würde es ihm möglich sein, sie mit seinen Leistungen zu überraschen. Niemals würden sie stolz auf ihn sein. Seit er denken konnte, hatten

sie ihm mehr als deutlich gezeigt, wie gleichgültig er ihnen doch war – er, der Zweitgeborene, der Platzhalter, falls der Nummer eins etwas zustieße. Er hatte das verinnerlicht, hatte sich damit arrangiert, auch wenn er sich nie damit abgefunden hatte. Dennoch hatte ihn ihre Ablehnung, ja Gleichgültigkeit im vergangenen Jahr kalt erwischt.

Er hatte den großen Adventsball im *Ahlbecker Hof* ausrichten wollen und Maria gebeten, seine Eltern, Maximilian und dessen Gemahlin Rebecca einzuladen. Maria hatte sich große Mühe mit den Einladungen gegeben, das musste man ihr lassen, doch dann hatte er, ganz nebenbei, erfahren, dass seine Familie zu keinem Zeitpunkt vorgehabt hatte, aus München anzureisen und dem Ball beizuwohnen. Es war wie ein Schlag in die Magengrube gewesen, nein, eher darunter.

Im Rückblick wurde ihm bewusst, dass er in diesem Augenblick nicht nur all seine Hoffnungen, nach all den Jahren doch noch ein respektiertes Mitglied der Familie Kaminski zu werden, sondern auch all seine Hemmungen verloren hatte. Sicher, er hatte auch zuvor die moralische Messlatte nicht gerade besonders hoch gehängt, doch diese Demütigung hatte seinen moralischen Kompass vollends außer Kraft gesetzt. Bis ins Mark getroffen, hatte er im Grunde nichts anderes mehr getan, als sich volllaufen zu lassen und seine Zeit mal mit Frieda Dudek, manchmal aber auch mit anderen Frauen zu verbringen, vor allem wenn er mit Arthur Smith unterwegs gewesen war. Der Engländer hatte im vergangenen Frühjahr, als August-Wilhelm von Höveln noch lebte und die Welt noch weitestgehend in Ordnung gewesen war, im Grand Hotel logiert und war ihm ein guter Freund geworden. Nach August-Wilhelms Tod hatte er ihn zu seiner rechten Hand ernannt, und noch im-

mer war Friedrich überzeugt davon, dass sie den *Ahlbecker Hof* gemeinsam zu einer wahren Goldgrube hätten machen können. Woraus ja leider nichts geworden war. Er warf Helene und Admiral Hans von Koester einen zornigen Blick zu. Die Zeit, dass er seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen konnte, die darin bestand, mit Geldscheinen nur so um sich zu werfen, war definitiv vorbei. Die Frage war nun vielmehr, wie er überhaupt Geld für seinen Lebensunterhalt verdienen konnte, denn wirklich etwas gelernt hatte er nicht. Wie sollte es jetzt weitergehen?

Seit er vor einigen Wochen aus dem Gefängnis entlassen worden war, hatte er in München bei seinen Eltern gewohnt, in dem Haus, in dem er aufgewachsen war. Der Fahrer und dessen Begleiter, die ihn aus der Strafanstalt abgeholt hatten, waren im Auftrag seines Vaters dort gewesen und hatten nicht den geringsten Zweifel daran gelassen, dass sie Friedrich auf direktem Wege nach München bringen würden. Sein Vater hatte wohl sichergehen wollen, dass er keinen Unsinn anstellte – eine weitere Demütigung. Und dabei hatte er in seiner schäbigen, feucht-klammen Zelle gedacht, er könnte nicht tiefer sinken! Nun ja, man lernte eben immer dazu.

Alles war ganz schnell gegangen. Ihm waren seine Sachen, die er bei seiner Verhaftung bei sich gehabt hatte, von der Gefängnisleitung ausgehändigt worden, anschließend hatte man ihn in den Vorraum geführt. Dort hatten die beiden Muskelprotze ihn bereits erwartet. Sie hatten ihm mitgeteilt, dass sie ihn im Auftrag seines Vaters abholen und nach München fahren sollten, und Friedrich hatte gelacht und gesagt, sie könnten ihn mal – er sei sein eigener Herr und würde tun und lassen, was er wolle. Wenn sein Vater ihn sehen woll-

te, hätte er gefälligst selbst erscheinen sollen. Er hatte gehen wollen, doch die beiden hatten ebenfalls gelacht. Und dann hatten sie ihn einfach gepackt, nach draußen gezerrt und ihn so grob auf den Rücksitz des Mercedes-Simplex seines Vaters gestoßen, dass er sich übel den Kopf angestoßen hatte. Sein Schwiegervater hatte das gleiche Modell besessen, in Weiß, während Erich Kaminskis Wagen von einem tiefen Blau war. August-Wilhelms Mercedes-Simplex war in Friedrichs Besitz übergegangen – zumindest hatte er ihn für sich beansprucht. Was wohl daraus geworden war?

Friedrich wischte sich über die Augen. Der Verlust des Wagens schmerzte ihn tief und hatte ihn die gesamte lange Fahrt von Norden nach Süden über gequält. Ganze vier Tage hatten sie gebraucht, denn vor allem im Norden befanden sich viele der unbefestigten Straßen in keinem guten Zustand. Dreimal musste ein Reifen gewechselt werden, unzählige Male hielten sie an, um den überhitzten Motor mit Wasser zu kühlen und verschiedene Wartungsarbeiten durchzuführen, wie Zündkerzen zu wechseln, das Getriebe zu schmieren und Ähnliches. Einmal wäre ihnen unterwegs beinahe das Benzin ausgegangen, obwohl sie gleich mehrere volle Ersatzkanister bei sich hatten. Es wäre Friedrich lieb gewesen, sie hätten unterwegs längere Rasten eingelegt, zumal die Strecke durchaus pittoresk war, doch die beiden Kerle stiegen jeweils nur für ein paar Stunden in einfachen Gasthäusern ab, gerade so lange, bis das Tageslicht die Schlaglöcher auf den Straßen sichtbar machte.

Das alles war an sich schon schlimm genug, noch belastender aber war, dass die zwei Friedrichs Versuche, mit ihnen ins Gespräch zu kommen, rundweg ignoriert hatten. Noch deutlicher konnte man einem Menschen nicht zu

verstehen geben, dass man aber auch nicht das Geringste von ihm hielt.

»Gibt es noch irgendwelche Fragen?«, holte Notar Kärntner Friedrich aus seinen Gedanken und sah die Anwesenden einen nach dem anderen an.

»Was ist mit meinen persönlichen Sachen?«, erkundigte er sich, auch wenn offenbar alles längst über seinen Kopf hinweg entschieden worden war. Verdammt noch mal, er war doch kein unmündiges Kind!

»Alles wurde in Koffern verstaut und steht bereit«, antwortete Helene. »Wir gehen davon aus, dass diese bei eurer Abreise in der Villa abgeholt werden.«

»Hast du etwa selbst gepackt?«, fragte Friedrich und spürte, wie eine Ader an seiner Stirn zu pochen begann. Irgendwann würde er diesem vorlauten Weibsstück den Hals umdrehen, viel fehlte nicht mehr. »Das hat dir richtig Freude bereitet, was?«

Helene schmunzelte. »Keine Sorge«, beschwichtigte sie ihn. »Du kannst dir sicher sein, dass ich kein einziges deiner persönlichen Besitztümer angefasst habe. Ich habe Hotels zu führen, was meinen Tag zur Genüge ausfüllt.«

Friedrich klappte den Mund auf, doch Maria kam ihm zuvor.

»Ich habe deine Sachen gepackt, zusammen mit einem der Hausmädchen«, sagte sie. »Du wirst feststellen, dass alles vorhanden ist. Auch deine Uhren. Sollte etwas fehlen, so lass es mich bitte wissen. Doch ich gehe tatsächlich nicht davon aus.«

»Dann darf ich nun, falls es sonst keine Fragen oder Anmerkungen mehr gibt, vorschlagen, dass wir die Unterschriften vornehmen«, meinte Dr. Kärntner. »Ich habe je

drei Ausfertigungen für die Familie von Höveln, zwei Ausfertigungen für die Familie Kaminski sowie je eine Ausfertigung für die beteiligten Rechtsanwälte und zwei für das Notariat zur Verwahrung fertigen lassen, die ich alle im Original zu unterschreiben bitte.« Er legte den Papierstapel aufeinander, öffnete einen Füllfederhalter und reichte ihn Theodora Janssen, die neben ihm saß und damit den Unterschriftenreigen begann. So wurden die Papiere, die in Friedrichs Augen sein Schicksal besiegelten und ihm ein für alle Mal das nahmen, was er sich immer gewünscht hatte, an jeden der Anwesenden weitergereicht und unterzeichnet.

Als alle ihre Unterschriften unter sämtliche Ausfertigungen gesetzt hatten, verteilte Notar Kärntner diese wie zuvor angekündigt und behielt die restlichen Exemplare für sich.

»Dann würde ich sagen, dass die Formalitäten erledigt sind«, stellte er zufrieden fest.

Das war es also, ja? Friedrich sah Maria an und spürte ein tiefes Bedauern. Keine Reue, denn er hatte nichts Falsches getan. Auch kein Bedauern, dass seine Ehe damit offiziell als beendet galt, sondern weil er sich selbst leidtat. Wie um alles in der Welt sollte es für ihn jetzt weitergehen?

»Vielen Dank, Herr Dr. Kärntner«, sagte Helene. »Und auch allen anderen Anwesenden. Ich denke, dass wir alle froh sind, uns wieder der Zukunft zuwenden zu können.«

Friedrich wollte aufstehen, um endlich den Konferenzsaal zu verlassen, doch sein Vater packte ihn am Arm.

»Wir möchten uns ebenfalls bedanken«, gab Erich Kaminski zurück. »Bei dir, Helene, und bei der gesamten Familie von Höveln, für die Abwicklung und für die Gastfreundschaft im *Hotel Atlantic*. Wir werden morgen frühzeitig aufbrechen. In unseren Hotels in München, vor allem

aber in Berlin, werden wir die Hotels der Familie von Höveln empfehlen, sollte unseren Gästen der Sinn nach maritimem Ambiente stehen.«

»Das ist sehr freundlich.« Friedrich sah, wie seine verhasste Schwägerin seinen Vater und Maximilian anlächelte. Die drei schienen sich ja prächtig zu verstehen! »Dann möchte ich alle hier Anwesenden einladen, heute Abend mit uns im *Hotel Atlantic* zu speisen – ich würde mich sehr freuen, wenn Sie uns die Ehre erweisen.«

Was für ein großkotziges Geschwafel. Friedrich spürte, wie ihm die Galle hochkam. »Na, ihr könnt es euch leisten, so billig, wie ihr aus der Sache rausgekommen seid«, polterte er los. »Ihr habt ein richtig gutes Geschäft gemacht!«

»Friedrich!«, zischte sein Vater.

Ohne die Miene zu verziehen, sah Helene ihn an. »Ein gutes Geschäft, ja? Du nennst es ein gutes Geschäft, dass wir hier in einem leeren Hotel sitzen, das wir schließen mussten, weil du es ruiniert hast? Wir mussten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entlassen, die einer höchst ungewissen Zukunft entgegenblicken, wenn uns nicht bald etwas einfällt, wie wir das einst prächtigste Hotel der Insel wieder zum Laufen bringen!« Sie atmete tief durch, als müsste sie sich zwingen, nicht aus der Haut zu fahren. Erst nach einer ganzen Weile gelang es ihr, ein höflich-distanziertes Lächeln aufzusetzen. »Dennoch gibt es keinen Grund dafür, im Argen auseinanderzugehen. Deshalb meine Einladung zu einem gemeinsamen Abendessen. Es steht selbstverständlich jedem frei, sie anzunehmen oder auszuschlagen.«

»Wir nehmen dankend und mit Hochachtung an, Helene«, meldete sich Maximilian zu Wort, während sein Vater bekräftigend nickte.

Jetzt hielt es Friedrich nicht länger auf seinem Stuhl. Er sprang auf und schnauzte unwirsch: »Wenn das alles ist, dann empfehle ich mich jetzt. Und was das Abendessen angeht, so kannst du es dir sparen, mir einen Platz freizuhalten, Helene. Ich habe eigene Pläne.«

»Ganz, wie du willst, Friedrich«, entgegnete seine Schwägerin gelassen.

Erich Kaminski hatte sich ebenfalls erhoben.

»Auf ein Wort, Friedrich«, forderte er streng und fasste ihn erneut am Arm. »Bitte entschuldigt mich für einen Moment.« Mit festem Griff schob er ihn hinaus, ohne Friedrich die Möglichkeit zu geben, noch etwas hinzuzufügen oder sich zu verabschieden. Andererseits, so gestand er zu, wäre es ohnehin fraglich gewesen, ob er das überhaupt gewollt hätte.

Kaum, dass sie draußen waren, brachte Erich sein Gesicht ganz nah an Friedrichs heran.

»Du solltest den Nachmittag gut nutzen, um deine Angelegenheiten hier auf Usedom zu klären, denn auf der Insel wirst du nicht bleiben. Morgen kehren wir zusammen nach München zurück, du, Maximilian und ich. Es ist der Familie von Höveln nicht zuzumuten, dass du länger als nötig auf Usedom weilst.«

Friedrich hob den Blick und sah seinem Vater fest in die Augen. »Ich bin ein erwachsener Mann. Du kannst mir nicht vorschreiben, wo ich zu leben habe.«

»Nun ...« Erich kam noch näher an Friedrich heran. »Erstens wirst du in München in meinen Dienst treten und künftig für die Hotels unserer Familie arbeiten. Und wenn ich von arbeiten spreche, meine ich genau das. Und zweitens«, fuhr er fort, »ist uns doch beiden bewusst, dass du über keinerlei finanzielle Mittel mehr verfügst. Dir bleibt

nichts anderes übrig. Außer dir auf eigene Faust eine richtige Arbeit zu suchen, wie es anständige Männer machen würden.« Erich gab einen verächtlichen Laut von sich. »Wohl kaum, nicht wahr?«

Friedrich hätte seinem Vater am liebsten den Schädel eingeschlagen, und kurz war da der Gedanke, dass dies tatsächlich einige seiner derzeitigen Schwierigkeiten beenden würde.

»Hast du mich verstanden?«, fragte Erich und musterte ihn eindringlich.

»Ich habe dich verstanden«, bestätigte Friedrich. »Keine Sorge, Vater, es gibt nichts, was mich noch auf Usedom hält.«

»Gut, dann sind wir uns einig. Heute kannst du tun und lassen, was du willst – schlag dir meinethalben auch die Nacht um die Ohren. Doch morgen stehen die Automobile um Punkt neun Uhr zur Abfahrt am *Hotel Atlantic* bereit. Und wehe dir, du bist nicht da.«

»Ich werde da sein«, versicherte Friedrich. »Kann ich jetzt gehen?«

»Sicher.« Erich blickte ihn kalt an und gab seinen Arm frei. »Denn – wie sagtest du eben so schön: Du bist ein erwachsener Mann. Ich wünschte nur, du würdest endlich auch beginnen, dich wie einer zu benehmen.« Damit machte Erich kehrt und ging wieder in den Konferenzraum zurück, in dem die anderen noch immer saßen.

Friedrich atmete tief durch, dann wandte er sich ruckartig ab. Er wollte weg sein, bevor sich die Runde im Konferenzsaal auflöste, also nahm er die Treppe nach unten in die große Empfangshalle. Seine Schritte hallten durch die einst so prachtvolle Lobby. Der riesige Lüster verbreitete heute

nicht sein funkelndes Licht, die Rezeption aus dunklem, kunstvoll geschnitztem Holz war unbesetzt und düster. Die Sitzgruppen mit den üppigen Polstermöbeln und niedrigen Tischen waren mit weißen Leintüchern abgedeckt, die schweren Vorhänge vor den hohen Fenstern zugezogen, die großen Grünpflanzen, die der Lobby stets einen Hauch von Exotik verliehen hatten, verschwunden. Die Leere hatte fast etwas Unheimliches. Wie viele Male hatte er diesen Bereich mit erhobenem Haupt durchschritten, wichtige Gäste begrüßt und das Personal angewiesen? Es war schon traurig, dass all dies nun der Vergangenheit angehörte.

Hätte Helene sich nicht derart entrüstet über sein Bemühen gezeigt, den Publikumskreis des *Ahlbecker Hof's* durch seine Herrenabende zu erweitern, und stattdessen auf ihren Nennonkel Hans von Koester eingewirkt, die Glücksspiel-Sache nicht zur Anzeige zu bringen, würde hier immer noch das Leben pulsieren statt gähnender Leere herrschen. Ach, die Weiber wussten eben nicht, wie man richtige Geschäfte macht, und Helene war wahrlich keine, die alle fünf gerade sein ließ und ab und an ein Auge zudrückte. Na ja, sollte sie zusehen, wie sie den Karren aus dem Dreck zog. Er würde ihr jedenfalls nicht dabei helfen.

Friedrich schüttelte den Kopf so heftig, als wollte er eigentlich den Gedanken herausschütteln, der ihm wirklich zu schaffen machte: die Erkenntnis, dass er sich selbst etwas vormachte. In diesem Moment kam er sich armselig vor, zutiefst armselig. Ja, er hatte versagt, da gab es nichts schön-zureden. Doch genau das wollte er einfach nicht wahrhaben und erst recht nicht vor den anderen zugeben. Es konnte doch nicht sein, dass alles so schiefgelaufen war! Kopfschüttelnd trat er an eines der Fenster, vor dem ein schmaler

Lichtstreifen durch eine Lücke in den Vorhängen fiel, und spähte hinaus. Sofort zogen vor seinem inneren Auge wieder die Bilder von der Razzia vorbei und wie man ihn abgeführt hatte ... Verdammt, er hatte nicht wirklich etwas Unrechtes getan! Unrecht waren doch im Grunde nur die Gesetze, die das Glücksspiel verboten und seiner Meinung nach blanker Unsinn waren. Was taugte ein Gesetz, das doch nichts anderes bewirkte, als den Menschen die Freude zu nehmen? Was war das Leben wert, wenn man es sich nicht gut gehen und seine Zeit hier auf Erden genießen konnte? Schließlich vermochte doch keiner zu sagen, wann diese endete. War es deshalb nicht die Aufgabe derer, denen es an Einfallsreichtum nicht fehlte, anderen ebendiese Freuden zu ermöglichen? Es sollte doch den Menschen selbst überlassen sein, womit sie ihre Zeit verbringen und wofür sie ihr Geld ausgeben wollten – und wenn es sie danach gelüstete, den Nervenkitzel des Glücksspiels zu empfinden, dann war das eben so. Die feinen Herren der Gesellschaft hatten ihm beinahe die Bude eingerannt bei der Aussicht auf vergnügliche »Herrenabende«, warum also schwangen sich die treuen Gesetzeshüter – und nicht nur die – zu Moralaposteln auf? Waren sie nicht einfach nur neidisch, dass sie nicht dazugehörten, und wollten denen, die gewisse Privilegien genossen, schlicht und einfach den Spaß verderben?

Friedrich wandte sich in Richtung Rezeption, wo fein säuberlich die Schlüssel aller Zimmer an den einzelnen Haken hingen. Ein eigenartiger Anblick, war dies doch im laufenden Betrieb logischerweise nie der Fall gewesen.

Er hob den Blick, sah zu dem kleinen Saal hinüber, dessen Tür verschlossen war. Genau dort hatte man ihn festgenommen und vor allen anderen war er aus dem Hotel

geschafft worden. Im Grunde konnte er von Glück sagen, dass die Stettiner Gendarmerie so weitsichtig gewesen war, denn die Wut, die seine teils adligen Gäste an den Tag gelegt hatten, als ihnen klar geworden war, dass Friedrich eben nicht über die von ihm immer wieder angeführte Sondererlaubnis der Behörden für das Betreiben des Glücksspiels verfügte, war nicht zu unterschätzen gewesen.

Unwillkürlich tastete er nach der Stelle an seiner Augenbraue, wo ihn an dem Tag ein Glas getroffen hatte, das einer der Gäste auf ihn geschleudert hatte. Noch immer war eine kleine Wölbung zu spüren. Eine echte Narbe war nicht zurückgeblieben, doch die kleine Erhebung würde ihm wohl sein Leben lang bleiben.

Von oben drangen Stimmen herunter. Offenbar hatte sich die Runde aufgelöst und schickte sich an, die Treppe hinunter ins Erdgeschoss zu gehen. Eilig durchquerte Friedrich die Lobby und verließ den *Ahlbecker Hof* durch eben die Seitentür, durch die er ihn betreten hatte.

Nur wenige Meter entfernt stand Gustav, der frühere Chauffeur von August-Wilhelm, auf dem Parkplatz, an den weißen Mercedes-Simplex gelehnt, und blickte zu ihm herüber. Aha, da war sein Wagen also geblieben. Die Weiber hatten ihn sich wieder unter den Nagel gerissen.

Dieser dumme, aufgeblasene Lakai! Immer hatte er auf der Seite der Schwestern und ihrer dämlichen Tante gestanden. Wäre alles so gelaufen, wie Friedrich es sich vorgestellt hatte, wäre er von Gustav in dem edlen Automobil durch die Gegend chauffiert worden. Doch der Alte war noch nicht mal ganz kalt gewesen, da hatte sich der Fahrer schon bei Theodora Janssen, der Schwester des Verstorbenen, angebiedert und war in deren Dienst getreten. Bis zu seiner

Verhaftung hatte Arthur Smith ihn gefahren, aber das war mit dem heutigen Tag definitiv passé. Die Verträge waren unterzeichnet, er hatte auf alles verzichtet und damit keine Ansprüche mehr auf irgendwas, schon gar nicht auf den kostbaren Wagen.

Gustav sah zu ihm herüber, doch er grüßte Friedrich nicht, ließ sich nicht einmal zu einem Kopfnicken oder einer anderen freundlichen Geste herab. Es war ungeheuerlich, was das Personal sich anmaßte. Doch Friedrich hatte jetzt keine Zeit, sich darüber aufzuregen, würden doch die anderen auch gleich das Gebäude verlassen. Stattdessen blickte er noch einmal an der Fassade des prachtvollen Gebäudes empor, das selbst auf der Rückseite, wo sich der Parkplatz befand, überaus imposant wirkte. Und jetzt, nach seinem Niedergang, gleichzeitig furchtbar trostlos. Es schien, als wäre mit den Gästen auch das Leben aus ihm gewichen und nichts als eine traurige, leere Hülle zurückgeblieben.

Friedrich wandte den Blick ab, dann sah er mit geballten Fäusten ein letztes Mal zu Gustav hinüber. Aus dem offenen Seiteneingang schallten Stimmen auf den Parkplatz, und Friedrich beeilte sich, Abstand zwischen sich und den *Ahlbecker Hof* zu bringen. Er bog um die nächste Häuserecke, bewegte sich im Eilschritt weiter Richtung Kirche und bog dann erneut ab. Erst dann blieb er stehen und blickte sich um. Hinter ihm war niemand zu sehen.

Kraftlos ließ er sich auf die kleine Mauer sinken. Er dachte an seinen Vater und dessen Worte. So schwer es ihm fiel, musste er doch zugeben, dass dieser recht hatte – er besaß tatsächlich nichts mehr. Was sollte er jetzt nur tun? Was?